ſegnet ſeien die geſchloſſenen Lippen! Die hohe Schule des Schweigens — welch reiche Bildungsanſtalt des Willens und der Liebe, welche Stätte der Sammlung für wahrhaft lebenſpendes Reden und Tun!

Unſeren Kindern

Im Lande der Schmetterlinge

Von Tante Irmgard.

Nachdruck verboten.

An einem ſonnigen Auguſtmittag wars. Alexander ſprang, einen Apfel in der Hand, die Treppe hinunter. Trällernd kam er zur Gartentür, ſchob den Riegel zurück und ſchritt geradeaus auf das Roſenbeet zu, neben dem er ſich im Graſe niederließ.

O, wie war das ſchön!

Ueber ihm ſchaukelte eine langgeſtielte Kapitän-Chriſty-Roſe, ringsum wogte ein wahres Blumenmeer von Nelken, Mohn und Verbenen, und zitronengelbe Schmetterlinge, ſowie ſtahlblau und braun gepanzerte Käfer ſorgten für ſtete Abwechſlung. Hoch über allen Herrlichkeiten aber ſchwammen unzählige weiße Wölkchen, die ſich teilten und verbanden, ſich in flockigen Schaum auflöſten oder ſich zu neuen Formen verdichteten. Zu alledem zwitſcherte vom nahen Birnbaum eine Schwalbe, und aus dem Nachbargarten klang die feine Muſik der Zither: „Als noch im Maien die Nachtigall ſang —“

Alexander ſtreckte ſich gemütlich. Und während die Flitterhalme hin und her ſchaukelnd, an ſeine pausbäckigen Wangen klopften, dachte er, es ſei auf Erden doch nichts ſo ſchön, als eine Stunde im hohen Graſe liegen, um ſo recht behaglich in den Sommertag hineinzuträumen!

Da — was war das?

Ein rieſiges Pfauenauge mit herrlich ſchillernden Flügeln ließ ſich neben ihm nieder und ſchlug behutſam ſeine Farbenſchwingen aneinander.

„Surrr,“ meinte es, „das iſt a Hetz! Was ein ſolch warmer Auguſttag für Geſchäfte bringt! Man ſollte es nicht für möglich halten!“

„Sonderbares Gerede!“ murmelte Alexander, und lachend fügte er hinzu: „Daß gar noch die Schmetterlinge das Reden erlernen, iſt mir außer'm Spaß! Vati hat recht, die Welt wird immer geſcheiter! Schließlich hört man noch das Gras wachſen und die Flöhe huſten. Hahaha!“

„Oho, blaſe mir nicht den koſtbaren Farbſtoff von den Flügeln,“ zirpte das Pfauenauge, „Du mußt wiſſen, daß ich noch dem Zitronenfalter Goldfuchs eine Anſtandviſite und Madame Brettſpiel einen Krankenbeſuch abzuſtatten habe! Die Freundin hatte nämlich vor einigen Tagen den linken Flügel gebrochen! Sie war rein unglücklich darüber, und ich fürchte nur, daß ſie ſich das Malheur in den Kopf ſetzt. Fehlte g'rad noch; erſt vor zwei Wochen iſt ihr Gemahl auf dieſe Weiſe um den Verſtand gekommen. Er wurde von einem rückſichtsloſen Knaben verfolgt, der ihn mit dem Strohhute zur Erde ſchlug und ihm beide Flügelſpitzen brach. Glücklich konnte er noch entwiſchen, als das böſe Menſchenkind den Hut in die Höhe hob, um nachzuſehen; leider aber hatten ihm Schreck, Schmerz und Aerger ſo zugeſetzt, daß er bald darauf einging. Der Aermſte! Er war ein guter Kerl und entwickelte im Fliegen beſondere Geſchicklichkeit!“

Alexander wunderte ſich nicht wenig über dieſe ſo menſchenähnliche Gepflogenheiten der Schmetterlinge; bisher hatte er immer geglaubt, Falter und Käfer lebten nur ſo ins Blaue hinein.

„Surrr, ſurrr!“ fuhr das Pfauenauge geſchwätzig fort, „was ſchüttelſt Du denn ſo ungläubig den Kopf? Wenn wir auch von Blume zu Blume fliegen und uns im Sonnenlicht tummeln, ſo haben wir doch auch gewiſſe Pflichten und Geſetze, die im Lande der Schmetterlinge nicht verletzt werden dürfen.“

„Im Lande der Schmetterlinge?“ lachte Alexander.

„Natürlich!“ rief das Pfauenauge; „was gibts da zu lachen? Auf Erden natürlich nicht! Denn wollten wir uns hier niederlaſſen, ſo würde man uns ſo zuſetzen, daß wir bald vernichtet wären. Unſer Land liegt in den Wolken, deren Nebelwieſen Du dort oben hinſchwimmen ſiehſt.“

„Ah —! Deshalb ſehe ich auch ſo viele Schmetterlinge aus der Höhe niederflattern!“ rief Alexander überraſcht.

„Natürlich,“ meinte das Pfauenauge. „Aber wir laſſen uns nicht nur zur Erde herab, ſondern fliegen auch wieder zurück in unſer Hochland. Geſtern feierten wir Schillerfalters Hochzeit. Da gings fein her! Surrr! Surrr!“

„Nun, was gab es denn?“ fragte der Knabe neugierig.

„Ei, da hätteſt Du eine ganze Schmetterlingsausſtellung zu ſehen gekriegt: Schwalbenſchwänze mit langen goldbraunen Flügelſchleppen, vornehm rote und blaue Ordensbänder, flotte Admirale, Zitronenvögel, Füchſe, prächtige Perlmutterfalter mit Silbertupfen, Brettſpiele, ſtolze Segelfalter, in lauter dunklen Samt mit Goldbändern gekleidete Trauermäntel, Liguſterſchwärmer, Totenkopf-Großmuttern und andere Schmetterlinge, wie ſie ſonſt nur in Indien oder Braſilien umherfliegen und deren handtellergroße Schwingen wahre Farbenſpiegel ſind, metallgrün, purpurn, himmelblau und goldgelb ſchillernd! Heiſſa, das war ein Prunk! Da konnte man ſich nicht ſattſehen! — Und erſt, wie ſie ſich zum Hochzeitszuge gruppierten; voran ein paaar hundert Admirale als Kuriere, dann der kriſtallklare Hochzeitswagen, gezogen von tauſend Zitronenfaltern an goldenen Fäden; hinterher die Verwandten, Bekannten, Vettern, Baſen und Muhmen, einer ſchöner und farbenreicher als der andere!“

„Das iſt ſpaßig,“ wollte Alexander ſagen. Aber ehe er dazu kam, hörte er helles Gelächter.

„Alexander, wach doch auf! Hahaha!“

Der Knabe ſchlug die Augen auf, blickte ſcheu und verwirrt umher und wußte endlich, daß alles nur ein Traum geweſen. Ueber ſich ſah er nicht ein Pfauenauge, ſondern das lachende Geſicht Gertruds, ſeiner Schweſter.

„Na, Trude,“ meinte er, „ſo fein wie heute habe ich noch nie geträumt. Soll ich dir die luſtige Geſchichte erzählen?“

Und während ſich Gertrud neben dem Bruder ins Gras ſetzte, um zuzuhören, flatterten wie früher die Käfer und Schmetterlinge durchs Sonnengold, während der warme Mittagswind die Blumendüfte wie leichte Wolken hin und her warf, vom nahen Birnbaum das Schwälbchen ſang und vom Nachbargarten feine Zitherklänge herüberklangen: „Lang', lang' iſt's her …“

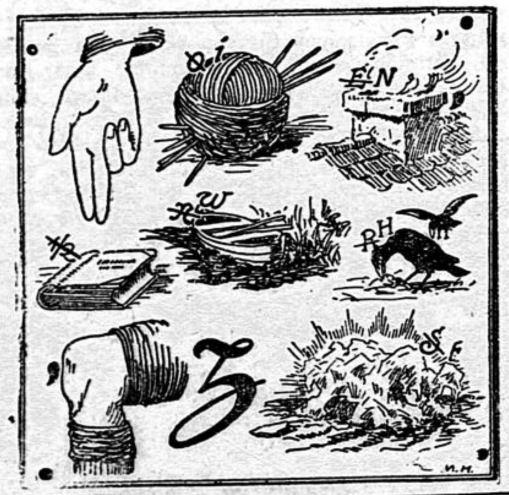
Viele Wege geh'n durch den Wald . . .

Viele Wege geh'n durch den Wald,
Wer nicht Beſcheid weiß, verirrt ſich bald;
Viele Wege auch durchs Leben geh'n —
Mußt immer den dir auserſeh'n,
Ob mancher auch ſonſt dich locken möchte,
Von dem das Herz ſagt: das iſt der rechte!

Joh. Trojan.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 62. Bilderrätſel.



Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher, GmbH., Brühl.“

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 33 Sonntag, den 15. Auguſt Jahrgang 1926

Zum Feſte Mariä-Himmelfahrt

O wie muß Mariens Sterben
Sanft und ſüß geweſen ſein!
's war kein Tod, ein froh Erwachen
Aus dem Traum voll bitt'rer Pein.
Wie ein Traum iſt ihr erſchienen
All' der Erde Weh' und Not;
Engel kamen, ihr zu dienen
In dem ew'gen Morgenrot.

Und ihr Leib ward mit der Seele,
Mit der reinen, bald vereint;
Perlen wurden all' die Tränen,
Die ſie um den Sohn geweint.
Und die hehren Engelſcharen
Zogen ihr entgegen all',
Grüßten ſie mit Feſtfanfaren,
Jauchzten ihr mit ſüßem Schall.

Zu dem Vater, zu dem Sohne
Und zum heil'gen Geiſte hin
Führt der Engel Schar ſie, jubelnd:
„Heil Dir, Himmelskönigin!“
Mit der prächt'gen Sternenkrone
Schmückt der Sohn ihr gold'nes Haar.
Führt die Mutter hold zum Throne,
Daß ſie herrſche immerdar.

Hehre Königin des Himmels,
Süß erfreut nach bitterm Leid,
Himmelsgeiſter, Erdenvölker
Preiſen Dich in Ewigkeit!
Hilf uns, daß auch wir beim Scheiden
Süß erwachen aus dem Traum,
Daß wir küſſen dort voll Freuden
Deines Königsmantels Saum!

Antje-Moyke.

Von R. Fabri de Fabris.

Antje-Moyke, das weißhaarige kleine Perſönchen, iſt der Schutzgeiſt des weltfernen, oſtprieſiſchen Inſeldorfes. Sie ſteht ganz allein in der Welt; ihre Blutsverwandten ſchlafen auf dem ſandverwehten kleinen Friedhofe oben in der Geeſt, und was ihr am liebſten iſt, liegt unter Tang und Algen im Schoße der wilden, grauſamen See begraben. Aber Antje iſt nicht vereinſamt; denn ſie hat einen mächtigen Schatz von Liebe in ihrem alten Herzen. Der iſt mit den Jahren immer größer geworden, und ſie hat ihn hineingetragen in die armen Fiſcherhütten zu den hilfloſen Kleinen und den liebebedürftigen Alten. Am meiſten aber liebt ſie die Witwen der Fiſcher, die armen Verlaſſenen, die am Allerſeelentag kein Grab zu ſchmücken haben, und denen doch das Wellenrauſchen und das Lied des Sturmes ohne Unterlaß den Abſchiedsgruß ihrer Toten zuruft. Antje tröſtet ſie mit ſanftem Wort und hilft ihnen mit dem Werk ihrer Hände. Sie wartet ihrer Waislein, unterweiſt die Größern im Spinnen und Stricken der groben Heidſchnuckenwolle und erzählt ihnen ihre ſelbſterſonnenen Märchen. Niemand im ganzen Dorfe verſteht ſo ſchön zu erzählen wie Antje; ſelbſt Jan-Ohme Teerling, der doch in den heißen Ländern war, wo die Menſchen ſchwarze Geſichter haben, und wo die grünen Papageien frei durch die Palmenhaine fliegen, ſelbſt Jan-Ohme weiß nicht halb ſo ſchöne Geſchichten. Wie hängen die Kinder an ihrem Munde, wenn ſie erzählt von den weißen Nixen, die in ſtillen Mondnächten händeringend über das Riff hinausſchauen da hinten weit im Meere, wo Tag und Nacht die Brandung donnert, und die ſich hinüberſehnen zu dem Lande der Menſchen, mit denen ſie doch keine Gemeinſchaft haben dürfen, weil ſie keine Seelen haben und nicht ſelig werden können. Oder wenn ſie vom Meerkönig erzählt, der mit ſeinen ſieben ſchönen Töchtern unten im Meere wohnt in einem Palaſt von grünem Glaſe, ſo licht und klar wie die See am Sommertag; von dem grauſamen Meerkönig, der die Menſchen haßt, und dem der böſe Kraken gehorcht, der Sturmwind und die wilden Wellen. Klein Evert Wybrands ballte bei dieſer Geſchichte wohl die braunen Fäuſtchen und verſicherte, er werde den böſen Meerkönig mauſetot machen, wenn er einmal mit den Großen auf den Walfiſchfang dürfe, aber es war doch noch lange Zeit bis dahin. Meerkönigs Töchter aber hatten alle Kinder lieb, denn Moyke wußte von ihnen, daß ſie die ertrunkenen Menſchen begraben und bunte Lichterchen auf ihren Gräbern anzünden, und davon käme das ſeltſame Leuchten der See in ſtillen, warmen Sommernächten.

„Wer hat dir das all erzählt, Antje Moyke?“ fragten wohl ab und zu die wißbegierigen großen Mädchen, wenn ſie, um die Erzählerin geſchart, oben auf der Düne ſaßen, die weit ins Meer hinausſchaut.

„Der Wind und die Wellen, daß ihr es denn wißt!“ antwortete dann Antje und blickte mit ihren ſinnenden, blauen Augen nachdenklich in die unendliche Ferne.

Wenn Antje Moyke ſo ins Meer hinausſchaute, wußten die Kinder, daß es mit dem Erzählen für heute vorbei war. Sie hörten auf zu fragen und zerſtreuten ſich.

Antje aber gedachte vergangener Zeiten.

Sie gedachte ihrer Jugend und ihrer Liebe.

Sie ſah alles ſo genau wie auf einem gemalten Bilde, und der Wind, der ſie leiſe umwehte, erzählte ihr die alte Geſchichte dazu. Es war immer dieſelbe, ſo gern ſie auch das Ende anders gehabt hätte.

Es war an einem Sommertag in der Morgenfrühe. Die Sonne leuchtete über dem Meer. Es war ſo klar und lichtgrün wie Glas, gerade wie Meerkönigs Haus. Nur ganz hinten, wo der Himmel darauf ruhte, war ein ſchmaler, dunkelblauer Streifen. Der weite Spiegel war ſo ruhig wie das Herz eines unſchuldigen Kindes; aber wo die wilde Brandung über das langgeſtreckte Riff ſchlug, da ſtürmten die hohen Wogen mit den weißen Schaumkämmen wie ruheloſe Nixen in flatterndem Haar. Der Morgenwind trieb die roten Wölkchen vom Meer über die Geeſt. Er trug den herben Duft des Strandwermuts, den ſüßen Wohlgeruch der Edelheide und der weißglockigen Pirola in ſeinem Atem und verſtreute ihn jenſeits des Deiches über die Marſch, wo die reifende Saat golden in der Sonne flimmerte, und wo auf den grünen Wieſen das Weidevieh behaglich ſich dehnte.

Ein junges Mädchen mit lichtblauen Augen kommt den ſchmalen Steg am Deich hinunter, der vom Heidhofe auf der Geeſt in die Marſchweiden hinabführt. Ihr helles Haar flattert im Winde und leuchtet in der Sonne; ihre Wangen glühen in hellerem Rot als die Blüten der Moorglocken am Wege, und auf ihren runden Schultern trägt ſie leicht das hölzerne Joch mit den großen kupfernen Melkeimern.

Hoch in der Luft über ihr ſingt die Heidelerche ihr ſanftes, wehmütiges Lied; aber Antje, das ſchönſte und fröhlichſte Meisje der ganzen Gemeinde, weiß nichts von Wehmut. Sie ſingt mit heller Stimme, daß es weit über die Marſch ſchallt.

Wie ſie bald nachher mit den gefüllten Gefäßen zurückkehrt, kommt ihr am Fuße des Deiches ein ſchlanker Mann entgegen. Es iſt Haye Folkerts, der Lotſe, der die fremden Schiffe an dem ſchlimmen Riff vorbeiführt, weit hinten im Meer, wo Tag und Nacht die Brandung toſt. Haye iſt nur der Sohn des alten Leuchtfeuerwärters; aber er iſt brav und tüchtig und hat ſich als Unterſteuermann auf fremden Kauffahrern einen ſchönen Stüber Geld verdient. Seit dem vorigen Winter hat er ſich nicht mehr verheuert. Er hat das Amt des Inſellotſen in ſeiner Heimat bekommen, da der alte Lotſe geſtorben war. Haye iſt der weiten Meerfahrten überdrüſſig geworden. Er ſinnt darauf, ſeinen eigenen Herd zu gründen, und ſeines Herzens Sehnen hat allzeit auf Antje geſtanden, der einzigen Tochter des Heidebauern.

Wie das Mädchen ihn jetzt erblickt, ſtockt es einen Augenblick. Seine Augen leuchten, und ein dunkles Rot ſteigt ihm in die Wangen.

Der junge Seemann grüßt kurz; aber voll inniger Liebe ruhen ſeine Augen auf der blühenden Geſtalt. „Du trägſt ſchwer, Antje, laß mich dir helfen.“

Schon hat er das ſchwere Joch auf ſeine eigenen Schultern genommen und trägt es leichten Schrittes den Deich hinan. Kein Wort wird anfangs zwiſchen den beiden geſprochen. Aber ſie verſtehen ſich doch.

Oben auf der Geeſt liegt einſam der Hof im Morgenlicht. Der Knecht trieb eben die Pferde zur Tränke, und aus der großen Küche gleich beim Eingang tönte der Geſang der Magd, die das Herdfeuer anzündete. Antje tritt ins Haus, um die Eimer zu leeren, und unter der grünen Eſche im Hofe, die unter dem rauhen Salzhauche des Seewindes kraus und knorrig gewachſen, wartet Haye ihrer Rückkehr.

Wie ſie mit den leeren Eimern herauskommt, um die letzte Milch von der Weide zu holen, fragt ſie errötend: „Warum kamſt du nicht ins Haus, Haye?“

„Weil ich warten muß bis am Montag, ehe ich zu deinem Vater rede, Antje. Am Sonntag reiſe ich nach Emden zum Schiffsbauer Wiard Bakker. Dann ſoll der Kauf des Schiffes perfekt werden. Denn nur als Schiffsherr will ich dich vom Vater fragen. Das Schiff aber ſoll den ſchönſten Namen von der ganzen Welt haben: Antje ſoll es heißen.“ Die Stirne des Mannes hatte ſich gerötet, und ſeine Augen leuchteten in demütigem Stolze. Des Mädchens Herz klopfte laut vor Glückſeligkeit.

Aber halb in ſcheuer Zurückhaltung, halb im übermütigen Glücksgefühl des ſichern Beſitzes, fragt ſie ausweichend: „Am Sonntag willſt du nach Emden? Haſt du denn vergeſſen, daß am Sonntag unſre Kirmes iſt?“

„Es tut mir leid genug, Antje; aber es geht nicht anders. Der Baumeiſter hat den Tag beſtimmt. Am Montag reiſt er nach Bremen zum Holzeinkauf.“

„Heute iſt Freitag, ſo gehe doch morgen!“

„Morgen muß ich einen Schoner von Norwegen führen.“

„Und heute?“

„Heute hätte ich längſt unterwegs ſein müſſen, wenn ich nicht ſpät abends zurück ſein will. Und heute abend habe ich mit Vater am Leuchtturm zu ſchaffen.“

Antje ſchweigt einen Augenblick; dann ſagt ſie eigenſinnig: „Du kannſt es doch wohl ändern, Haye.“

„Du weißt, daß ich nicht kann, Antje.“ Die Stimme des Mannes klingt flehend. „Es iſt ja für unſer Glück!“

Aber dem Mädchen war es nicht genug, Königin im Herzen des Geliebten zu ſein, ſie wollte auch ſeinem Willen gebieten. Und ſo überhörte ſie, was die Liebe in ihrem Innern ſprach: er hat dich ja lieber als alles in der Welt, betrübe ihn nicht und verſtelle dein Herz nicht gegen ihn!

Trotzig erwidert ſie: „So reiſe du nach Emden, Haye, und ich gehe zur Kirmes. Jedes ſoll ſeinen Willen haben!“

Ohne Gruß wandte ſie ſich zum Gehen. Aber mit klopfendem Herzen und fliegendem Atem, mit brennenden Tränen in den Augen.

„Antje!“ rief Haye ihr nach: „Antje, kannſt du ſo von mir gehen?“ Die Stimme klang ſo rauh und todbetrübt, daß das Mädchen einen Augenblick erſchreckt ſtehen blieb und ſich umwandte.

Da ſtand Haye oben auf dem Deich; die Hände hatte er ausgeſtreckt, als wolle er ſie zurückhalten.

Mächtig zog es ſie zu ihm, mit demütigem Wort ihm zu ſagen: „Da, Haye, wie du willſt!“ — aber da ſtand der Trotz auf und ſagte: „Wenn er jetzt ſchon nicht deinen Willen tut, wie ſoll es dann ſpäter werden?“

Und Antje, deren Herz doch voll Liebe zu ihrem Haye ſchlug, folgte der Stimme ihres Trotzes.

Ohne noch einmal zurückzublicken, rannte ſie davon, und als ſie die Weide erreicht hatte und aus ſicherm Verſteck zum Deiche hinſchaute, ſah ſie Haye noch immer da oben ſtehen. Der Wind ſpielte in ſeinem ſchlichten, blonden Haar, das unter dem großen Südweſter hervorquoll. Die Arme hatte er ſinken laſſen.

— — —

„Sieh zu, daß die Holzladen vor den Fenſtern geſchloſſen werden, Antje!“ ſagte am ſelben Abend der Heidebauer zu ſeiner Tochter. „Der Regenpfeifer ſchreit ohne Unterlaß, und die Sturmvögel kommen ans Land. Höre nur, wie der Wind heult! Gott ſegne uns, das wird ein böſes Wetter werden!“

Antje hatte furchtlos manchen Wetterſturm aufziehen ſehen; aber heute war ihr das Herz ſo ſchrecklich beklommen. Der kurze Angſtſchrei der Möven hallte ihr in der Seele wider, es war, als wiederholten ſie alle: „Antje, Antje, kannſt du ſo von mir gehen?“ Leiſe ſchlich ſie auf den Boden. Von der Fenſterluke überſah man den ganzen Deich bis hinunter zum Koog, wo des Lotſen Häuschen lag.

Ob Haye wohl zu Hauſe war zu dieſer Stunde?

Im Häuschen war alles dunkel; nur aus dem Kämmerlein, das Gerritje, die alte Magd, bewohnte, leuchtete ein ſchwaches Licht. Eine namenloſe Angſt kriecht über Antjes Herz. Es duldet ſie nicht mehr in ihres Vaters Haus. Leiſe ſchleicht ſie die Treppen hinab, huſcht unbemerkt über den Hof, wo die alte Eſche im Winde rauſcht und ſtöhnt, und erreicht atemlos vom eiligen Laufe das Lotſenhäuschen.

„Gerritje, Gerritje!“ ſchreit ſie, „wo iſt Haye?“

Die alte Magd wendet ihr das ſonſt ſo ruhige, gleichmütige Antlitz zu. Ein Zug von Unruhe und innerer Angſt ſteht heute darin.

„Das ſollteſt du nicht wiſſen, Antje?“ fragt ſie abweiſend.

Antje kann nicht antworten, ſie ſchüttelt ſich wie im Fieber, und ihre Zähne ſchlagen hörbar aufeinander.

„Der junge Meiſter war ſo verbaſelt, als er heute früh vom Deich kam. Er ließ ſein Frühſtück ſtehen und ſagte dem Vater, er müſſe doch heute nach Emden ſtatt am Sonntag ... Aber, Kind, wie ſiehſt du aus? Du biſt ja ſo blaß wie der Kalk an der Wand! Komm, ſetz dich ein Augenblickchen.“

Antje hörte nicht, was Gerritje ſprach.

Sie hob die gefalteten Hände in Todesangſt empor, als wolle ſie ein ſchreckliches Urteil aufhalten, und flehte: „Warum iſt er heute gegangen?“

Er hat allerlei ſonderbares Zeug durcheinander gefaſelt; aber wir haben uns keinen Vers drauf machen können. Um acht Uhr dieſen Morgen iſt er mit Klaas Aggen in deſſen Segelboot abgefahren. Gegen zehn Uhr abends wollten ſie wieder daheim ſein. Gott ſteh' ihnen bei! Das Wetter wird hier ſein, ehe ſie das Riff im Rücken haben!“

Antje hatte die letzten Worte ſchon nicht mehr gehört. Sie war hinausgeſtürzt in die ſchreckliche Finſternis, die Waſſer und Land bedeckte, als wolle ſie verhüllen, was gleich dort geſchehen ſolle.

Oben auf dem Leuchtturm ſtand Hayes greiſer Vater. Er ſtand an ſeine Pflicht gebunden: er konnte dem Sohne nicht helfen. Wer konnte es überhaupt außer Gott?

„Barmherziger Heiland, der du für uns am Kreuz geſtorben biſt, hilf, hilf, laß ihn nicht untergehen durch meine Schuld!“

Das Mädchen auf dem Deich hat ſich auf die Knie geworfen. Sie meint, mit ausgeſtreckten Händen die Hilfe des Himmels herabziehen zu müſſen auf den Geliebten, den ihr kindiſcher Trotz und Unverſtand vielleicht in den Tod getrieben.

Wo mag er jetzt ſein?

Sie ſtrengt ihre Augen an, daß ſie ſchmerzen: aber ſie vermag auf der weiten Waſſerwüſte nichts zu erſpähen als die ſchreckliche Finſternis und den geſpenſtiſch leuchtenden Schaum der Wellen.

Ueber der See aber ſtand wie ein dräuender Rieſenvogel der Sturm. Mit ſeinen dunkeln Schwingen, die das Firmament umſpannten, peitſchte er die Wogen, daß ſie gleich raſenden Ungeheuern auf das Ufer ſtürmten. Mit ſeinen gewaltigen Fängen wühlte er die Waſſer der Tiefe auf und ſchleuderte ſie als ſchäumenden Giſcht an die Feſte des Himmels. Und mit der Kraft ſeines Odems warf er die

verderbenbringende Springflut gegen die Dämme des Landes.

Und das Rauſchen des Waſſers und das Heulen des Sturmes erfüllte den Himmelsraum und zitterte wider in den Herzen der Menſchen. Da! Ein neuer Ton in dem ſchaurigen Gleichklang. Ein Kanonenſchuß vom Riff her. Ein fremdes Schiff in Not. Ein Hilfeflehen um das Rettungsboot.

Atemlos lauſchte Antje von ihrem erhöhten Standpunkte.

Aber ſie hört nichts mehr als das wahnſinnige Brüllen des Sturmes, das die Luft zerreißt und die Nacht erfüllt.

Und doch! Da geht das Boot hin. Sie ſieht die Lichter wie Feuerfünkchen zwiſchen den Wellenbergen blitzen.

Ob ſie auch ihren Haye retten? „Barmherziger Gott, hilf! hilf! Nimm mein Leben ſtatt des ſeinigen. Ich bin im Groll von ihm geſchieden, laß mich ihm noch ein gutes Wörtchen ſagen!“

Die Angſt treibt ſie den Deich hinab an den Strand. Der Sturm nimmt ihr den Atem und ſchleudert ſie hart zu Boden. Auf Hand und Fuß kriecht ſie weiter über den feuchten Schlick. Der Salzgiſcht ſchließt ihr die Augen; ſie taſtet ſich blindlings voran, immer weiter, bis hart an die hohe, dunkle Todesmauer, die zwiſchen ihr und dem Geliebten ſchwankt.

„Haye! Haye!“ gellt ihre Stimme. Aber ſie hört den Schall der Worte nicht; nur das Wutgeheul des Sturmes, das Brauſen der Waſſer und tief im Herzen Hayes klagendes Wort: „Antje, Antje, kannſt du ſo von mir gehen?“

Schon geht eine Welle der Springflut über ſie hin. Sie beachtet es nicht. Da findet ſie ein Schiffer, der geholfen hat, das Rettungsboot klar zu machen. Der ſchleppt ſie mühſam nach Hauſe.

Nach einer bangen Stunde kommt das Rettungsboot zurück.

Alle ſind dem Wellengrab entriſſen, auch Klaas Aggen, deſſen Schiff zertrümmert auf dem Riff liegt. Nur der Kapitän des fremden Schiffes und Haye, der Lotſe, fehlen. Auch ihre Leichen hat das eiferſüchtige Meer, das zu überliſten ſie zu Lebzeiten ſich erkühnten, niemals herausgegeben. —

Antje iſt ſtill und demütig geworden, nachdem der Sturm des Leids über ſie dahingegangen. Sie würde des Geliebten Füße küſſen und jeden Wunſch des braven Mannes erfüllen, wenn Gott ihn ihr zurückgäbe.

Aber auch jetzt, da er niemals kommt, den Goldſchatz ihrer Liebe zu heben, hat ſie dieſen nicht nutzlos vergraben, ſondern ihn täglich aufs neue umgeſetzt in die kleine Silbermünze werktätiger Nächſtenliebe.

Sie will Gott dem Herrn gefallen, damit er ſie mit ihrem Haye wieder vereinen möge am Ende aller Zeit, im Himmel, wo es keinen Wechſel und keine Trennung mehr gibt.

Die Schule des Schweigens.

Von Fr. Wilh. Förſter.

Eins der beſten Erziehungsmittel zur Selbſtbeherrſchung iſt zweifellos die Schule des Schweigens. Welch eine hohe Bedeutung das Schweigen als ein Mittel zur geiſtigen Stärkung des Menſchen ſchon im Altertume hatte, das zeigen die Ordensregeln der Pythagoräer, die ihren Jüngern eine jahrelange Probezeit des Schweigens auferlegten. Das geſchah nicht bloß deshalb, weil das Schweigen die Ruheſtätte des Denkens iſt, ſondern auch weil es die ſchwerſte und entſcheidendſte Uebung in der Selbſtbeherrſchung, in der Herrſchaft des Geiſtes über die Welt der Reizungen und Störungen iſt. Die erſte Erwiderung des Menſchen auf alle Eingriffe und Angriffe von außen geſchieht mittels der Stimmwerkzeuge; hier vollzieht ſich die erſte Entladung des geſtörten und erregten Organismus. Schweigen iſt darum der ſtärkſte Sieg des Geiſtes über das natürliche Verlangen — Schweigen iſt der Anfang aller Befreiung von der Allgewalt der Außenwelt: der Menſch lernt es, ſeine Rede allen äußeren Reizungen zu entziehen und ſie zur Dienerin ſeiner innerſten und ſtillſten Selbſtbeſinnung zu machen. Dieſe erziehende und beruhigende Wirkung des Schweigens hat auch Thomas a Kempis im Auge, wenn er ſagt: „Das Schweigen des Mundes iſt ein großes Mittel, zum Frieden des Herzens zu gelangen“. Man beginne damit, eine entgegengeſetzte Meinung ruhig und mit Sympathie anzuhören und tiefer nach ihr zu fragen, nach ihrer Geſchichte und ihren Zuſammenhängen, ſtatt ſie anzugreifen und zu widerlegen. Nicht um ewig über jene Meinung zu ſchweigen, ſondern um einſt aus vollkommener Sammlung heraus gegen ſie aufzutreten, — und ſo aufzutreten, daß man gewinnt und überzeugt. Wie aber wäre dies möglich ohne Uebung im ſelbſtloſen Anhören eines anderen? Man überzeugt nur den, deſſen Gründe man wahrhaft ſelbſtlos durchlebt hat. Oder vielleicht überzeugt er uns? Wer nicht anhören kann, ohne ſofort zu erwidern, der wird nie von ſeiner eigenen Engherzigkeit und Kurzſichtigkeit frei werden. Nicht ſelten gelangt man auch durch Schweigen zu der Einſicht, daß man es mit Menſchen zu tun hat, denen gewiſſe Seiten der Lebenserfahrung fehlen, ohne welche die eindringlichſte Rede nutzlos iſt. Und häufig kommt man im Schweigen und Abwarten auch zu der Erkenntnis, daß es ſich um Probleme handelt, in denen nur ein lebendiges Beiſpiel und kein Argument die Starrheit des Widerſtandes erreicht. Und endlich: Nur zu oft begegnet man Schwätzern, die durch eine ernſthafte Antwort nur noch dreiſter gemacht werden und die daher allein durch ein höfliches Schweigen zu einer richtigeren Selbſteinſchätzung erzogen werden können, falls ſie noch bildungsfähig ſind. Man übe ſich auch ganz beſonders ſtrenge in dem, was man Diskretion nennt — in dem abſoluten Schweigen über Geheimniſſe, die uns anvertraut ſind, oder über Tatſachen, die uns nur auf Grund beſonderer Vertrauensbeziehungen zugänglich geworden ſind, oder deren Preisgebung andere in Verlegenheit bringen oder gar ſchädigen und in falſches Licht ſetzen könnte. Es iſt kein Zufall, daß man inſtinktiv ein unbegrenztes Vertrauen zu wahrhaft diskreten Menſchen hat, weil man hier eine der ſchwerſten Proben auf wahre Selbſtdiſziplin abgelegt ſieht. Die allgemeine Geſchwätzigkeit, der Wunſch, unterhaltend zu ſein, der Kitzel des Witzes verleiten uns nur zu leicht zur Preisgebung von Dingen, die nie und nimmer auf unſre Zunge gehören. Um einer luſtigen Unterhaltung willen bricht man Herzen und zerſtört ganze Schickſale. Nachher heißt es von ſolchen Menſchen: „Man iſt ſchlecht bei ihnen aufgehoben.“ Und das iſt wahr und hat einen tieferen Sinn. Man muß annehmen, er habe überhaupt keine ernſthafte innere Verantwortlichkeit, kein ſtarkes Kommando gegen ſich ſelbſt, keinen Widerſtand gegen Reiz und Gelegenheit. Man ſchließt ſtets vom Kleinen auf das Große: Denn wir wiſſen, wie ſehr gerade im Moraliſchen alles Große auf ſtarker Selbſterziehung im Kleinen beruht. Die Selbſterziehung zur „Vertrauenswürdigkeit“ beginnt mit dem Schweigen. Man kann ſolche Uebung erleichtern und beſchleunigen, indem man nicht nur die betreffenden Gelegenheiten abwartet, wo einem ein Geheimnis anvertraut wird, ſondern überhaupt von Zeit zu Zeit einmal verſucht, irgend eine Mitteilung, die auf der Zunge brennt, ruhig hinunterzuſchlucken und vor allem in Bemerkungen über Perſönliches aus dem Leben unſrer Mitmenſchen die größte Zurückhaltung zu üben. Es gibt für die Selbſterziehung zur Mannhaftigkeit wenig, was fruchtbarer iſt und mehr zur Erzeugung und Stärkung wirklicher Manneswürde hilft, als eine energiſche Kriegführung gegen den Schwatztrieb, und es gibt keine Feſtigkeit, welche auch der tieferen Weiblichkeit unentbehrlicher wäre und ſchöner anſtände, als die Verknüpfung der Sprachwerkzeuge mit dem Reiche der Beſonnenheit und der Liebe! Es gibt übrigens nicht nur von außen, ſondern auch von innen ſtarke Verſuchungen zu unbewachten Reden und zugleich hervorragende Gelegenheiten der Selbſtzucht: das ſind die Kitzel des Witzes und des Humors, die aus dem ſatten Lebensbehagen, der Bosheit, der Lachluſt und der müßigen Phantaſie entſpringen und uns nur zu oft verleiten, etwas zu ſagen, was durch unſer beſſeres Gewiſſen verurteilt iſt. Die Uebung im Verſchweigen witziger Einfälle und komiſcher Vorſtellungen iſt eine ſehr ſchwere und fruchtbare Willensbetätigung und um ſo ſegensreicher für unſern ganzen Charakter, je mehr wir das tapfer errungene Schweigen dazu benutzen, unſern Witz näher zu betrachten; da ſehen wir, wieviel Wunſch nach eigener Ueberhebung und nach Verkleinerung des anderen, wieviel Gefallſucht und wieviel Leichtfertigkeit leider hinter den allermeiſten Witzen ſteckt, wieviel Verfeinerung des Mitgefühls in uns und anderen dadurch verhindert wird. Und endlich, wieviel erſchreckende Roheit und Spottſucht im Gelächter der Zuhörer zutage tritt — ſo, daß man ſich in plötzlicher reuevoller Helligkeit ſagt: O hätte ich doch geſchwiegen — dreimal ge-